

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Gerda trat an das Fenster und blickte auf die Straße hinaus. Ein trüber, grauer Wintertag. Und sie sank fröstelnd in sich zusammen.

Nach ein paar Augenblicken kam Astrid wieder und nickte:

„Ja, in etwa einer halben Stunde — neun Uhr fünfzehn. Aber auch Klaus, er ist ja ganz niedergeschlagen, bittet dich herzlich.“

Doch Gerda richtete sich auf aus ihrer müden Haltung.

„So muß ich also fort zur Bahn.“

„Aber du kannst doch unmöglich so — du hast gewiß noch nicht einmal Kaffee getrunken — warte wenigstens den Mittagsgang ab und ruh dich erst noch ein bißchen bei uns aus.“

„Nein, nein — laß mich. Ich hab' doch keine Ruhe mehr hier. Heim will ich — zu unserem Vater. Also, leib wohl, Astrid,“ sie küßte die Schwester, „und grüß' auch Klaus herzlich. Innigen Dank für eure Teilnahme.“

Gerda ging zur Tür. Astrid warf ihr rasch noch ihre eigene Pelzstola um die Schultern.

„Die Stola nimm wenigstens noch mit. So in deinem dünnen Kostüm, bei der Kälte. Ach Gott, was tust du mir leid, du armes, armes Tierle!“

Und der Gutherzigen standen die Tränen in den Augen, wie sie jetzt die Schwester so scheiden sah, nur mit dem, was sie auf dem Leibe hatte.

Sie lehrte dann zu ihrem Manne, der inzwischen auch aufgestanden war, ins Schlafzimmer zurück. Fragend sah er sie an:

„Ist sie also doch weg?“

Astrid nickte nur, ein unterdrücktes Schluchzen in der Kehle. Dann warf sie sich Klaus plötzlich an die Brust und umschlang ihn fest.

Er verstand und streichelte ihr herzlich das blonde Köpfchen.

„Sei ohne Sorge, Kleine.“

Da hob sie das noch tränenfeuchte Gesicht zu ihm auf, nun schon wieder mit einem sonnigen Strahlen:

„Ach, was kann ich doch glücklich sein!“

Und sie legte ihrem Manne die Arme um den Hals.

Eilend und doch viel zu langsam für Gerda führte der Zug sie der Heimat entgegen. Unbeweglich saß sie in ihrer Kupeede, wie sie eingestiegen war. Verwundert trafen die Blicke der Mitreisenden die schöne, junge Frau, die tief verschleiert, mit geschlossenen Augen an dem Polster ohne sich zu rühren. Sie mußte wohl Schweres durch-

gemacht haben. Und die Kupeeinsassen — es waren nur Herren, die offenbar in Geschäften reisten — bemühten sich mit kleinen Aufmerksamkeiten um ihre schöne Mitreisende.

Aber wie gut gemeint das auch war, Gerda atmete doch auf, als das Kupee in Hamburg ganz leer wurde und sie nun allein weiterfuhr.

Durchs holsteinische Land führte sie jetzt die Fahrt. In die Heimat.

Ja, als Heimat erschien ihr, wie sie jetzt so hindurchfuhr, dies Land, in dem sie doch nicht geboren war. Aber eine lange Reihe sorgenloser Jahre waren ihr hier vergönnt gewesen, in sicherer Gut des Elternhauses. Ihre Jugend, die Mädchenzeit mit ihrem Sehnen und ihrem Hoffen, hatte sie hier durchlebt.

Das verknüpfte sie mit diesem Lande, daß es ihr lieb und vertraut erschien, als sie sich ihm nun wieder nahte nach so langer Frist.

Gerdas Blick flog über die weitgestreckten Felder und Ränge hin, umhegt von Knick und Busch. Im weißen Schneetuch lag heute das alles da.

Als sie dies Land zum letztenmal geschaut, stand die warme Sommerjonne darüber. Grün lachte Feld und Wald. Ueber den goldenen Breiten schwebte mit leisem Jubelieren die Veräbe, und auch in ihrem eigenen Herzen sang es von jungem Glück.

Wie anders war das alles heute. Schwer drückte der graue Winterhimmel auf das stille, verschneite Land. Kahl standen die Bäume da und streckten wie wehlagend die dürren Äste empor. Und drüben vom Gehölz strich mit schwerem Flügelschlag krächzend ein Schwarm hungriger Krähen ab.

So einsam, traurig, trostlos dies alles da dranhien, als wäre es ein Widerschein ihres Inneren. Und schwer flatterten auch ihre Gedanken dahin.

Wie konnte sich so schnell Glück in trübstes Dunkel wandeln? Wie konnte das geschehen, was ihr angetan war?

Und sie bemühte sich in dieser grauen Stunde, zum ersten Male klar zu sehen über sich und ihr innerstes Verhältnis zu Heinz. Was sie im Laufe ihrer Ehe nur als vereinzelte Eindrücke erfahren hatte, als dunkle, unbestimmte Empfindungen, das reichte sie sich jetzt aneinander und gewann so den Blick über seinen Zusammenhang.

Da mußte sie erkennen: ein großes schlimmes Irren war alles gewesen — ein doppeltes Irren.

Sie hatte einst zwei Naturen in sich gespürt und gewöhnt, jenes Sehnen nach der Welt da draußen mit all ihrem Loden, das wäre die Grundfeste ihres Wesens. Aus diesem ersten Irren war das zweite erwachsen — die Neigung für Heinz, die sie für Liebe gehalten. Aber nun hatte sie erkennen müssen: das Tiefste, was ein Frauenherz zu geben vermag, das hatte ihr Mann nie in ihr zu erwecken verstanden. Er hatte sie nur äußerlich gefesselt. Seine bestechende Manneserscheinung und der Nimbus des Ränflers hatten sie geblendet, und der Gedanke, daß er ihr die Tür öffnen

würde — hinaus aus der Enge, hinein in das lockende Leben, in das Glück.

Das war das verhängnisvolle Irren ihrer Jugend gewesen, die sich selber noch nicht kannte. Erst das Leid hatte sie gelehrt, klar in sich hineinzublicken. Und nun wußte sie: nein, jene Welt des äußeren Genießens, das war doch nicht ihre Sphäre. Das andere war das Stärkere in ihr — das Innerliche, das fest wurzeln wollte in eingeborenen Anschauungen von Tüchtigkeit, Ehre und Treue, gegen sich wie gegen die, zu denen man gehörte.

Das erkannte nun Gerda Kehler in jener stillen, einsamen Stunde, da sie sich der Heimat wieder nahte, als ein Flüchtling, eine Schutzsuchende.

Schwer hatte die Hand des Schicksals auf ihr gelegen. Aber war sie nicht noch jung, noch biegsam genug, sich wieder aufzurichten? Wenn sie nur erst ganz befreit sein würde, von dem, was sie niederzog.

Ja, frei!

Und wieder kam ein Sehnen über Gerda. Doch nicht mehr wie in jenen Mädchenjahren voll unklaren Dranges und heißen Uberschwanges. Nein, das klare, große Wünschen der Frau, die das Leid aufgeweckt hat von allem Träumen. Ein stilles, heißes Sehnen.

War es aber etwa zu spät zur Erfüllung?

Nein — doch noch nicht! Ein Hoffen sprach es in ihr, leise aber freudig. Eine Gewißheit. Und in ihrem Blick, der nun wieder hinausglitt in das weite, zugeschnittene Land, leuchtete es auf: dort unter der Winterhülle lag schlummernd die Saat. Der neue Frühling würde kommen, sie zum Leben zu erwecken — wenn ihre Zeit da war.

Und es war, als landte ihr Blick einen stillen Gruß hinaus in die weite Ferne.

Heinz Kehler hatte in der Nacht lange wach gelegen. Erst gegen morgen hatte er Schlaf gefunden. Doch nur dumpf und schwer.

Als er nun erwachte — es war spät geworden — und in seiner Gewohnheit sich umschaute nach Gerda, stugte er im ersten Moment, als er ihr Lager unberührt sah. Dann zogen sich seine Brauen zusammen — richtig, ja! Und alles stand ihm mit einem Schlage wieder vor der Seele.

Auch der finstere Trost war da wieder, mit dem er gestern abend von ihr gegangen war. Aber dann, beim Ankleiden, lehrten seine Gedanken doch wieder zu ihr zurück. Ob sie wohl noch immer drüben war, in ihrem Zimmer, und noch immer eingeschlossen? Und anderes ging ihm nun durch den Kopf: ihre Leute! Was sollten diese davon denken?

Ärger und Verlegenheit stritten in ihm. Was ihnen zur Erklärung sagen? Es blieb schließlich wohl nur das eine, so dumm es klang: es war Gerda nicht ganz wohl gewesen. Darum war sie die Nacht lieber außer dem Bett geblieben. Aber natürlich mußte diese lächerliche Situation dann nun ein Ende haben. Nur erst noch den Auszug beenden, dankt wollte er hinüber zu Gerda und mit ihr einmal ernsthaft reden. So ging die Geschichte einfach nicht weiter. Und er klingelte nach dem Diener, dessen Handreichungen er brauchte.

Jean versah seine Obliegenheiten mit dem gewohnten Schweigen, das er ihm anezogen hatte. Heute hätte es Heinz Kehler freilich lieber gesehen, er wäre etwas mitteilbarer gewesen. Kam es ihm nur so vor — in seinem Argwohn — oder spielte es um Jeans Lippen wirklich wie ein kleiner, leiser Zug von molanter Ueberlegenheit? Da brach denn der Herr das Schweigen.

„Der gnädigen Frau war heute nacht gar nicht gut. Sie wissen ja, es fing gestern abend schon an. Sie ist darum auch drüben geblieben, in ihrem Zimmer. Sagen Sie —“ und Kehler bückte sich über sein Toilettenecessaire — „ist meine Frau noch dort — oder schon im Esszimmer?“

„Die gnädige Frau ist überhaupt nicht mehr im Hause.“  
„Wie denn?“ Kehler suchte im Spiegel der Waschtouillette das Gesicht Jeans, der gerade hinter ihm stand. „Nicht mehr im Hause — also fortgegangen?“

„Jawohl — schon in aller Frühe. Wie mir die Jungfer vorhin sagte, kurz nach acht.“

Ein ganz leises, ironisches Betonen unterstrich diese ungewöhnliche Zeit.

Heinz Kehler sank die Hand mit dem Polierrissen nieder, doch im nächsten Moment sagte er, schon wieder beherrscht: „So ist die gnädige Frau also offenbar etwas an die frische Luft gegangen.“

„Vermutlich wohl,“ gab Jean zurück, aber wieder mit jenem eigenen Ton.

Heinz Kehler überhörte es, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt. Gerda fort — was hatte das zu bedeuten? Er spürte plötzlich einen unangenehmen, dumpfen Druck in der Brust.

Nun war er endlich fertig. Sein erster Gang war hinüber in das Zimmer seiner Frau und zum Schreibtisch am Fenster. Ob sie vielleicht etwas für ihn hinterlassen hätte. Aber nichts. Da sah er sich langsam in ihrem Gemach um, als könnte er sonstwie aus irgendwelchen Anzeichen darauf schließen, wohin dieser frühe Gang sie geführt haben möchte.

Doch das Zimmer zeigte ganz sein gewohntes Aussehen. Bloß auf der kleinen Chaiselongue war die Decke aus Antilopenfell etwas verschoben und die seidenen Kissen zerdrückt.

Nachdenklich blieb er da vor dem Ruhebett stehen. Hier hatte sie wohl die Nacht über gelegen und vergeblich Schlaf gesucht.

Langsam griff da seine Hand nach den Kissen und strich sie glatt. Dabei stieg etwas weich in ihm auf. Die ersten Zeiten ihrer jungen Ehe fielen ihm ein, wo er hier vor ihr gekniet in zärtlichem Getändel. Und plötzlich presste seine Hand das zierliche Seidenkissen, das sie gerade hielt, krampfhaft zusammen. Ein dunkles Angstgefühl packte ihn; wenn sie vielleicht in einem Anfall von Verzweiflung —!

Aber dann rief er sich selber wieder zu:

„Unsinn!“

Und er warf das Kissen auf die Chaiselongue zurück. Gewiß war sie wirklich nur eine Stunde an die Luft gegangen, um sich aufzufrischen nach der schlaflosen Nacht. Und er zog mechanisch seine Uhr. Aber da erschrak er doch wieder — gleich elf, und Jean hatte da eben etwas von acht gesprochen! So lange konnte sie doch unmöglich in der kalten Winterluft draußen herumlaufen. Und die Sorge um sie kehrte ihm wieder; noch verstärkt jetzt.

Unruhig schritt er in den Räumen auf und nieder. Grübelnd, fürchtend und doch wieder hoffend. Sein Ohr lauschte hinaus. Ging da nicht gerade die Sturmglocke? Vielleicht kam sie nun zurück!

Aber es war immer nur eine Täuschung. Bloß Jean kam einmal, um an das Frühstück zu erinnern. Kehler dankte kurz und nahm seine Wanderung auf! nur noch ruhelos. Was sollte er denn nur tun?

Da schrak er abermals zusammen — die Klingel draußen! Und diesmal konnte es keine Täuschung sein. Er wollte selber öffnen gehen, besann sich dann aber, trat nur nahe an die Tür und horchte: wirklich eine Frauenstimme draußen, die mit Jean sprach. Gott sei Dank, sie war also wieder da!

Er atmete tief auf und trat jetzt von der Tür zurück; bemüht, wieder ganz ruhig zu erscheinen.

Nun ging die Tür auf, aber nicht Gerda, sondern ihre Schwester stand auf der Schwelle.

„Wie — du, Astrid?“

„Ja — ich.“ Etwas bedrückt kam die Schwägerin herein und nestelte sich am Schleier. Sie wußte noch nicht recht, wie sie sich zu ihm stellen sollte, nach allem, was vorgefallen war. Aber dann gab sie ihm doch die Hand. „Guten Tag —“ sie vermied nur die trauliche Anrede bei seinem Vornamen — „ich glaube ja nicht — Gerda meinte, um diese Zeit würdest du sicher nicht mehr im Hause sein. Entschuldige also, wenn ich störe.“

„So hast du also Gerda schon gesprochen heute?“

„Ja — sie war bei uns, heut morgen.“

Und wieder schwieg sie, verlegen.

Heinz Kehler aber entnahm aus ihren Worten nun endlich die Gewißheit: seine Befürchtungen waren grundlos gewesen. Und an ihrer Stelle regte sich alsbald der Ärger, daß er sich so törichterweise Sorgen gemacht hatte. Ärger über dieses dumme Weglaufen Gerdas, so bei halber Nacht noch! Es klang deutlich aus seiner Stimme, als er nun fragte:

„Wo steckt denn Gerda jetzt eigentlich? Immer noch bei Euch im Hotel?“

„Nein —“ Astrid sah ihn ganz erstaunt an; dann aber wurde ihr Blick unsicher — „weißt du denn nicht —?“

„Bitte, was?“

„Daß sie abgereist ist — nach Haus.“

„Nach Haus?“

„Nun ja, nach Ellerstedt.“

Heinz Kehler fuhr unwillkürlich zurück. Darauf war er nicht gefaßt gewesen — zurück zu ihrem Vater!

(Fortsetzung folgt.)

## Alt-Gießen.

Von Oberbibliothekar Dr. Karl Ebel.

(Schluß.)

Etwas an der Ecke des alten Schulgäßchens, heute „Auf der Bach“ genannt, schloß sich die älteste Stadtmauer an die Burganlage an. Vor der nördlichen Häuserreihe des Kirchensplatzes lief sie neben dem Stadtgraben, dessen Reste sich hinter diesen Häusern finden, nach dem Lindenplatz, an dessen Ecke, am „Einhorn“, das „Wallthor“ lag, und weiter in der Richtung nach dem Brand. Was wir nun weiter von dem Lauf der Befestigung durch sichtbare Spuren feststellen können, stammt zweifellos von einer ersten Erweiterung, denn die Landgrafenburg am Brand, ein Bau des 14. Jahrhunderts, ist hier schon miteinbezogen. Zur Festlegung des Weges, den die ältesten Werke, d. h. Mauer und Graben, genommen haben, hilft uns vielleicht ein Blick auf den Stadtplan vom Jahre 1759, der nach dem des Majors Laurens v. J. 1792 ergänzt, dem 4. Jahresbericht des Oberhessischen Geschichtsvereins (1885) beigegeben ist. Dort sehen wir, daß vom Lindenplatz nach der Schloßgasse, von da nach der Kaplaneigasse und von dort nach der jetzigen Schulstraße keine Gäßchen liefen, deren Reste noch sichtbar sind (z. B. in der Schloßgasse hinter dem Lindischen Haus). Ihre Fortsetzung fanden diese Gäßchen in der heutigen Wagengasse und in der anschließenden Wettergasse. Die beiden zuletzt genannten Gassen bilden einen Bogen, der in die Sandgasse hinein führt und zwar unmittelbar auf den Winkel, den dort der Stadtbach am großen Stadtbauhaus bildet. Es scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen, daß die älteste Stadtbefestigung den eben beschriebenen Weg genommen hat und dann mit dem Stadtbach nach der Burg zurück gezogen ist, die sie in der Nähe des „Casé Ebel“ wieder erreichte. Die Dieterichsche (1613) und Winkelmannsche (1697) Nachricht, daß das Städtchen anfänglich rund gewesen sei, wird hierdurch genau bestätigt, während die Gestalt der jüngeren, gleich zu beschreibenden, Umfassung derjenigen einer Birne gleich.

Der Graben, von dem soeben die Rede war, wurde vermutlich schon in alter Zeit aus der Lahn, vielleicht auch aus dem Wiesfeld gespeist, wie aus dem, was später über den Lauf dieses Flüsschens zu sagen ist, möglich erscheint. Denn auffällig bleibt die Führung des Stadtbachs vom sog. Fingerim bis zur Ecke des Stadtbauhauses in der Sandgasse und seine Teilung an dieser Stelle. Man hätte, wenn nicht alte Nachlässe benutzt wurden, ein großes Stück sparen können. Wie wir jetzt den Lauf vor Augen haben, sandte der Stadtbach seinen einen Arm nach Norden zur Burg, der andere verfolgte die Richtung nach dem Tiefenweg. Er war notwendig geworden für die erste Stadterweiterung, die Landgraf Otto im Jahre 1325 vornahm. Otto verließ allen in der Neustadt und vor den Toren Angesiedelten die Rechte der innerhalb der Burgmauer wohnenden Bürger. Mit anderen Worten: die Außenbewohner wurden in den Bereich der geschützten Stadt einbezogen, Stadtmauer und Graben entsprechend erweitert. Die Befestigungen belamen jetzt die noch heute feststellbare Richtung. Hinter der Burg bis zum Lindenplatz blieben sie unverändert. Am Brand war vielleicht gleichzeitig oder doch nur wenig später eine neue heilige Burg entstanden, das sog. alte Schloß (im Gegensatz zum neuen Schloß Philipps), aus dessen Grundmauern jetzt das historische Museum steht. Um diesen Bau wurden die neue Stadtmauer und der Graben herumgeführt, trafen auf die Schulstraße und liefen parallel ihrem alten Weg bis zur Münsburg. Dort stand an der Rittergasse das Selterstör. Von da wandten sie sich in südlicher Richtung weiter zwischen Ritter- und Kaplansgasse hindurch bis zum Tiefenweg, an dessen Biegung sie sich mit dem von der Sandgasse kommenden Befestigungsarm vereinigten. In der Nähe der Mündung des Tiefenwegs in die Neustadt schloß die ehemalige, in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts abgebrochene Stadtfeste das von Otto dort einbezogene Gebiet gegen außen ab. Die damalige, schon 1307 erwähnte „Neustadt“ ist mithin die heutige Marktstraße.

Bis zur Zeit Philipps des Großmütigen behielt die Befestigung diesen immer noch geringen Umfang. Aber vor den Toren und Mauern siedelte sich die fortwährend wachsende Bevölkerung an. Das älteste erhaltene Zinsregister vom Jahre 1495 teilt die Stadt in vier Quartiere: 1. In der Stadt Ringmauer; 2. Vor der Walpforte; 3. Vor der Selterspforte; 4. Vor der Neuen Stadt. Bis dahin hatte auch die Wiesfeld einen anderen Lauf. Nambach fand noch Merkmale, nach denen sie, wie er annahm, etwa in der Gegend des Botanischen Gartens die Stadt erreichte, dann durch die Neuen Bäume und Sonne über das Kreuz und längs der Kaplansgasse nach der Mühlgasse floß, wo sie eine Mühle trieb (um 1710 fand man dort ein altes Wasserbett und einen Wellbaum). Es kann sein, daß Nambach hier den Zug des jüngeren Befestigungsgrabens für den der Wiesfeld hielt, es kann aber auch sein, daß die Wiesfeld streckenweise als Stadtgraben benutzt worden ist. Jedenfalls darf man ihren Lauf durch die Mühlgasse als sicher annehmen, da dieser Name ebenso wie der der Sandgasse auf einen alten Wasserlauf hindeutet.

Philipp der Großmütige umschloß seit dem Jahre 1530 die Stadt mit der ersten Anlage der Festungswerke, die nach seiner Gefangennahme (1547) durch den kaiserlichen Kommissar Grafen Reinhard von Solms geschleift, in den Jahren 1560 bis 1565 aber von Philipp verstärkt und erweitert wieder aufgebaut wurden.

Von dem Umfang der ersten Anlage weiß man nichts mehr. Vermutlich ist er durch den Neubau nicht verändert worden. Er war von vornherein so bemessen, daß die Stadt auf absehbare Zeit Raum zur weiteren Ausdehnung hatte. Die jetzt vorhandenen Torhäuschen, die nach der Schleifung der Festung angelegt worden sind, bezeichnen nicht genau die Lage der vier alten Tore. Sie wurden beträchtlich hinausgerückt. Das Walltor lag wenig nördlich von der Mündung der Braungasse, seine Schanze nach links in der Richtung auf Denninghoffs Brauerei. Das Neuweger Tor erstreckte sich mit seinen Befestigungen von der Ecke der Johannesstraße nach der Süd-Anlage, wo das Theater mit seinem vorderen Teil auf der Torbastion steht. Das Selterstör begann in der Nähe der Wollengasse, und das Neustädter Tor zwischen Ausgang der Neustadt und dem Durchlaß des Bahndammes. Jedes Tor, mit Ausnahme des Walltors, war durch einen Turm geschützt. Vor ihm, durch eine Zugbrücke verbunden, lag eine Bastion, von der wiederum eine Zugbrücke über den äußersten Wallgraben führte. Beide Brücken lagen einander im Winkel zugekehrt. Zwischen den Toren liefen, durch sieben weitere Bastionen, Redouten und Schanzen verstärkt, Wallgraben, Wall und die sog. Streidmauer. Der Wall bestand aus gemauertem, mit Rasenmatten versehenem Unterteil, auf dem sich der mit grünem Rasen bedeckte Erdwall aufstürzte. An seinem unteren Teil, am Graben her, befand sich ein gedeckter Gang, die Schur oder Schoor, deren Namen später auf das zum Szabierweg umgewandelte Glacis übergegangen, heute aber leider verschwunden ist. Ein letzter Rest des Wallgrabens liegt noch zwischen dem Botanischen Garten und der Ost-Anlage, rechts und links der Sendenbergstraße. Der steile Hügel, der sich an dieser Straße im Botanischen Garten erhebt, ist ein Ueberbleibsel der Zeughausbastion. Die kleine Anhöhe, auf der der vordere Teil des Theaters steht, ist die ehemalige Neuweger Bastion. In dem Mühlischen Garten und seiner Umgebung an der West-Anlage erinnert ein Stück Wall an die Ausgerinn-Redoute. Das Alice-Schulhaus an der Kirchstraße stand ehemals auf dem jetzt abgetragenen sog. „Berg“, der der letzte Rest der Gießhaus-Bastion war. Das ist alles, was aus unserer „Festungstid“ geblieben ist, abgesehen von den zahlreichen Grundmauern, die noch im Boden stecken und gelegentlich bei Ausschachtungen zu Tag kommen.

In den Jahren 1805—1810 ließen die Werke, die Stadt konnte sich ausdehnen. Die damals auf dem Glacis angepflanzte und „Schur“ genannte Lindenallee ist bis auf einen Rest, eben an dem letzten Stück des Grabens an der Ost-Anlage, auch wieder verschwunden. An ihrer Stelle umziehen Anlagen die Innenstadt. Vor den Toren entstanden neue, teilweise hübsche Straßen, die Marburger, Garten- und Frankfurter Straße. Eine vernünftige und für das Stadtbild alles versprechende Ausdehnung nach dem Fluße hin verhinderte der Körper der Main-Weser-Bahn. Der Schaden, den die Kurzsichtigen und z. T. auch eigenmächtigen Befürworter dieser Bahnlinienerführung dem künstlerischen Ausbau und damit dem Wohlstand unserer Stadt zugefügt haben, ist niemals wieder ganz gut zu machen.

Wie ich am Eingang dieser Ausführungen sagte, ist das, was uns am besten erhalten geblieben ist, der Zug unserer Straßen. Der Wert für die historische Topographie der Stadt ergibt sich aus meinen Darlegungen, den künstlerischen veranschaulichten geschichtlichen Aufnahmen aus älterer und neuerer Zeit. Großes Verdienst haben sich in dieser Beziehung das städtische Tiefbauamt (durch Bautechniker Hermann Köhler), die Verlagsfirma Emil Roth (durch ihre 1893 erschienene photographische Sammlung Alt-Gießen) und nicht zuletzt der Denkmalspfleger für Oberhessen, Geh. Baurat Prof. Walbe in Darmstadt, erworben. Ältere Ansichten sammeln das Oberhessische Museum und das städtische Archiv. Dort sind auch Bilder alter Bauten zu finden, die im Verein mit dem, was wir heute noch an solchen besitzen, zeigen, wie schmach unser Gießfeld noch heute aussehen könnte. Vieles ist weggerissen und hat Neubauten weichen müssen, aber der künstlerische Blick der Architekten Hans Meyer und Johannes Siefert (jetzt in Leipzig) und des Photographen Ludwig Uhl hat uns in jüngerer Zeit doch manches wenigstens im Bilde gerettet. Leider ist es nicht möglich, ohne Befugigung von Abbildungen an dieser Stelle eine Beschreibung dieser alten Häuser, Bauten und Straßenzüge zu geben. Ich empfehle jedem, der sich für sie interessiert, sich auf die Wanderung zu begeben und unterwegs die Augen hübsch weit aufzumachen. Er wird auf der Münsburg, dem Markt, dem Kirchenplatz, in der Sandgasse, der Kirchstraße, Bozelsgasse, Sonne, in der Neuen Bäume usw. genug des Schönen und Merkwürdigen finden, aus dem er sich ein Bild früherer Zeiten wiederherstellen kann. Vielleicht findet er auch Gelegenheit, einen oder den anderen Mitbürger zu bitten, wenn er wieder einmal unter dem alten Weidur seines Hauses eine schöne Balkenkonstruktion entdeckt, sie nicht aus Furcht vor dem Denkmalschutzgesetz wieder schlennigst zu verdecken, sondern sie zu Ruh und Frommen unserer lieben Vaterstadt im alten Glanze neu erstehen zu lassen.

## Das Freimaurertum, ein Faktor deutscher Kultur.

Wenn von Freimaurerei die Rede ist, so finden wir heute noch Mitmenschen, die bei diesem Wort ein leises Grinsen über-

läuft und allerlei Spitzgeschichten, die in der Kinderstube von alten Wärterinnen einst erzählt wurden, werden in der Erinnerung lebendig.

Um den immer noch sich forterhebenden irrigen Vorstellungen über die Freimaurerei zu begegnen, erscheint jetzt die Monatschrift: „Das Wort“, Bausteine für Freimaurerei und allseitige Erkenntnis, öffentlich und kann von jedermann durch Buchhandel oder Post abonniert werden. (Verlag von E. N. Herzog in Mecran. Preis im Halbjahr 1,50 M.)

Daß die Freimaurerei ein wesentlicher Kulturfaktor für unser Volksleben gewesen ist, soll hier nachgewiesen werden. Die Freimaurerei mußte bei ihrer Einbürgerung in Deutschland als ein Geheimbund Fuß zu fassen suchen, denn zu jenen Zeiten beherrschte das Volk einerseits der Wille des Landesherren mit despotischer Gewalt, und daneben die Jesuiten und andere Mönchsorden. Diese wie jene glaubten, Treue für Thron und Vaterland, Glaube, Gottesfurcht und Sitte sei nur bei einem wenig aufgeklärten Volke zu erhalten. Gegen diese Voraussetzung kämpfte von Anfang an die Freimaurerei. Sie stellte sich auf den heute nicht mehr bezweifelten Satz, daß wahrhaft gebildete Menschen auch wahrhaft gute Menschen sind.

Die Ausbreitung human-wissenschaftlicher Erkenntnis war darum nur im Geheimbunde möglich und aus diesem Geheimbunde wesen haben sich Ritual und Symbol bis in das Maurertum unserer Tage herüber erhalten. Das überdachte Symbol gab Anlaß zu mancherlei Volksmythos, der sich, nicht selten zum Nachteil, um die Freimaurerei wob. Um den bedeutenden Einfluß des Freimaurertums zu kennzeichnen, ist es wohl am kürzesten, wenn wir auf die Angehörigen der Logen in verschiedenen Zeit-epochen hinweisen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts finden wir als Angehörige des Bundes Kant, Goethe, Schiller, Lessing, Wieland, Knigge, Herzog Karl August von Weimar, Kurfürst Max Joseph III. von Bayern u. a. Bei Anbruch des 19. Jahrhunderts finden wir unter den Gegnern napoleonischen Despotismus die Freimaurer Joh. Gottl. Fichte, Freih. von Stein und viele der Kämpfer für Deutschlands Erhebung.

Im neuerstandenen Deutschen Reiche endlich sehen wir unter den Freimaurern verschiedene Träger von Kronen, bedeutende Parlamentarier und viele durch Wahlen oder Verwaltung zu Führern des Volkes berufene Männer.

Man hat daraus den Vorwurf hergeleitet, das Freimaurertum benutze seinen Einfluß zur Erreichung von Sonderprivilegien für seine Mitglieder; man verwechselt damit aber die Wirkung mit der Ursache. Nicht weil sie Freimaurer sind, wurden diese Männer erwählt, sondern weil sie durch die Erziehungsarbeit in dem Orden, durch Streben nach vertiefter Erkenntnis sich zu Persönlichkeiten entwickelt haben, die des Vertrauens des Volkes würdig sind.

Was die Freimaurerei in verflorenen Zeiten für deutsches Geistesleben geleistet, will sie auch ferner erfüllen. Zur Bannarbeit am Charakter weitere Kreise anzuregen, bezweckt das Hinaustreten der Zeitschrift „Das Wort“ in die Öffentlichkeit. Es will ergeben zur Persönlichkeit, und Persönlichkeiten sind unserm Volksleben jetzt recht vonnöten.

### Vermischtes.

— Das Ende des „passatistischen Kritikers.“ „Passatistisch“ sind alle Kritiker, die nicht „futuristisch“ sind. Oder genauer: sie waren es, denn sie sind nicht mehr, mit einem einzigen gewaltigen Entschluß hat sie der Futurismus in den Dabes hinabgelegt und ihnen sogar — Ehre, wenn Ehre geföhrt. — die Leichenfeier geröhrt. Das geschah bei der Eröffnung der futuristischen Ausstellung in Rom. Die Feier bestand in einer von Marinetti vorgebrachten Verdonnerung des gesamten „Passatismus“, der dann das „Leichenbegängnis des passatistischen Kritikers“ folgte. Da sah man plötzlich zwei in Karuzen gehüllte Gestalten in den Saal treten. Auf einem Floß trugen sie einen blutigen Kopf. Das war natürlich der Kopf der passatistischen Kritik, der futuristische Dichter Canguillo hatte ihn „geschaffen“. Es war ein grauniges, unformiges Etwas, ein von Geschwüren zer- nagtes Gesicht, die Wangen durch futuristische Ohrenigen zer- setzt, noch sah man als blutunterlaufene Stellen die fünf Finger des allmächtigen Futurismus auf dem Antlitz abgezeichnet. Der Schädel bedeckte die Hälfte einer großen Zwiebel: und auf dieser Zwiebel sah man eine Kartoffel, in der eine Feder steckte, während die Ohren des unglücklichen Passatisten — mit guten Grunde — bid mit Watte verstopft waren. Die beiden verumtumten Ge- stalten schritten langsam mit diesem Haupte des Toten durch den Saal, von allen futuristischen Poeten gefolgt, indeß der Maler Balla mit einer geborstenen Herdenglocke in der Hand von Zeit zu Zeit ein heiseres kanakoltes Gebimmel ertönen ließ, wobei er düstere Rufe ausstieß. Die Ueberreste des passatistischen Kritikers wurden dann vor den futuristischen Altar niedergesetzt, wo nun Marinetti als Hoherpriester des Futurismus die Toten-

andacht hielt, die in der Vorlesung einer Anzahl futuristischer Dichtungen bestand.

### Sprachede des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

\* Geschäftsnot — Wortnot. Armer deutscher Geschäfts- mann, der bei dem heutigen großen Wettbewerb nicht mehr weiß, wie er die Kunden an sich ziehen soll! In den Großstädten, wo der Menschenstrom durch die Straßen flutet, ist er auf den sonder- baren Einfall geraten, seine deutschen Landleute auf Französisch oder Englisch anzureden, um sie anzulocken! Das war mein erster Gedanke, als ich neulich durch die Straßen einer Großstadt ging und die Aufschriften auf den Firmenchildern las. Wieder sah ich, wie neue Eindringlinge aus dem Auslande sich in die Masse der alten Fremdwörter geschlichen hatten. Da steht mit dicken Buch- staben „Stoppage artistique française“. Nicht weit davon schreibt ein Haarfärber über seinen Laden mit goldstrotzenden Buchstaben „Palais de Coiffure“ und hängt in sein Schaufenster ein Schild mit dem Rauberweilch „Spezialität für individuelle Haararbeiten“. In einer Nebenstraße preist ein Kaufmann sein Geschäft mit „Comptoir d'Exportation“ an. In der nahen Hauptstraße sieht es gegen früher völlig verändert aus, aber ganz nach ausländischer Mode. Erst kam ich an einem „Café Boulevard“ vorbei, dann stieß ich auf ein „English Bazaar“, und zuletzt — ich traute meinen Augen kaum — las ich auf einem Gasthauschild, das noch vor kurzer Zeit einen guten deutschen Namen trug, die französische Benennung „Hotel Royal, Café-Restaurant“. Warum sagt man nicht, so dachte ich bei mir, „französische Kunstloperie“, „künstliche Haararbeiten“, „Ge- schäft für Augenhandel“, „Kaffeestee und Kaiserhof“? Will man denn nicht merken, daß durch das wachsende Meer der fremden Ein- dringlinge der Widerspruch der eigenen Landleute immer stärker herausgefordert wird? Können die Franzosen und Engländer, die solche Aufschriften lesen, nicht mit Recht weiter spotten: „Wir lernen die Verachtung der deutschen Sprache von den Deutschen?“ Armer Geschäftsman, der du den trauten Schein erweckst, als stände unser Vaterland erst am Anbrang aller Bildung, und als müßte es für seine Sprache elende Brocken vom Auslande erbetteln!  
Lesch (Köln).

### Büchertisch.

— J. C. Heer hat für Behagen & Klafings Volksbücher eine herrliche Schilderung des Engadins geschrieben, die alle Reisefreudigen und insonderheit die Freunde dieses Tales mit herz- licher Freude lesen werden, zumal das Bändchen, getreu den Grundsätzen der immer umfassender ausgestatteten Sammlung, mit einer Fülle vortrefflicher, auch farbiger Illustrationen ge- schmückt ist. — Gleichzeitig mit diesen erscheinen zwei weitere Bände, in denen Johannes Höfner die mit seinem „Jungen Goethe“ (Nr. 75) begonnene Goethe-Biographie zum Abschluß bringt. Auf knappem Raum faßt er in volkstümlicher Schil- derung die Hauptzüge der Entwicklung seines Helven zusammen, unterstützt von verständnisvoll gewählten Abbildungen, die in ihrer Gesamtheit eine höchst reichhaltige Goethe-Galerie darstellen. Ebenfalls in die literaturgeschichtliche Abteilung der Sammlung fällt das Bändchen über Ibsen von dem geschmackvollen Alfred Wien. Für Freunde der Kunstgeschichte bildet Dr. Hans Janßen einen willkommenen und kenntnisreichen Führer durch die „Mit- christliche Kunst“. Jedes Buch kostet 80 Pf.

— Theodor Storm. Ein deutscher Lyriker. Von Her- mann Binder. (Hesses Volksbücher Nr. 901—902.) Leipzig, Desse & Beder Verlag, 40 Pf., geb. 80 Pf.

— Hesses Volksbücherei. — Leipzig, Desse & Beder Verlag. Die jüngste Reihe bringt einen neuen Brand der be- liebten Sammlung „Vom köstlichen Humor“ (Nr. 881—884). Er enthält Beiträge von Otto Julius Bierbaum, Max Bittrich, Marie v. Ebner-Eschenbach, Georg Engel, Hans Hoffmann, Otto v. Leizner und vom Freiherrn v. Schlicht. Unterhaltende Skizzen von Franz Kurz-Elsheim („Ruhmesrauber und andere Artisten- geschichten“) bilden die Nummer 892. Es folgt ein humoristischer Roman des Erzählers Carl Worms: „Der Mann von Wafungen“ (Nr. 893—896).

### Zitatenräfel.

Aus jedem der folgenden Zitate ist ein Wort zu nehmen, so daß sich ein neues Zitat ergibt:

1. Den schreckt der Berg nicht, wer darauf geboren.
  2. Beunäht euch doch, ein Mensch zu sein.
  3. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.
  4. Es war die Nachtigall und nicht die Lerche.
  5. Wenn Gott will rechte Günst erweisen, Den schickt er in die weite Welt.
  6. Mancher glaubt, er lenkt, und hält doch nur die Zügel.
- Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

- |                             |          |
|-----------------------------|----------|
| 1. Da1—a5.                  | Schwarz. |
| 2. Da5—e8 od. d2† und Matt. | Weiße.   |